



Leseprobe

Chris Bradford

SOUL PROPHECY

Vom Autor der
Bestsellerserie »Bodyguard«

»Ich bin richtig beeindruckt!« „meine
Lesung“ über »Soul Prophecy«

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 15. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Hattest du je einen Traum, der so echt war, dass du wusstest: Das muss ich schon mal erlebt haben?

Genna ist sicher: Endlich ist der Albtraum vorüber. Schließlich hat sie gemeinsam mit Phoenix, ihrem Guardian und Begleiter durch die Jahrhunderte, den ruchlosen Anführer der Inkarnaten, Tanas, auf immer ins Reich des Todes geschickt. Aber dann fallen ihre Eltern einem Überfall zum Opfer und Genna ist überzeugt, die Inkarnaten sind wieder auf der Jagd. Außer ihr gibt es jedoch bloß einen einzigen Menschen, der die ganze Wahrheit über den skrupellosen Geheimbund der Inkarnaten und dessen Auftrag, Genna und ihre unsterbliche Seele zu vernichten, kennt: Phoenix. Und so bleibt ihr nur ein Ausweg: Sie muss ihn finden, ansonsten ist die Menschheit verloren ...

Die Bände der »Soul«-Trilogie:

Soul Hunters (Band 1)

Soul Prophecy (Band 2)

Soul Survivor (Band 3)



Autor

Chris Bradford

Chris Bradford recherchiert stets genau, bevor er mit dem Schreiben beginnt: Für seine »Soul«-Trilogie bereiste er die ganze Welt, um die im Buch vorkommenden Kulturen kennenzulernen – so lebte er zum Beispiel mit afrikanischen Stämmen in Simbabwe, wanderte auf Inka-Pfaden und meditierte

Chris Bradford
SOUL PROPHECY

Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:
www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage 2021

© 2021 der deutschsprachigen Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2021 Chris Bradford

Die englische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel:

»Soul Prophecy« bei Puffin, einem Verlag

der Verlagsgruppe Penguin Random House, London

Übersetzung: Alexander Wagner

Lektorat: Andreas Rode, München

Umschlagkonzeption: Isabelle Hirtz, Inkcraft,

unter Verwendung der Fotos von © Shutterstock

(BAZA Production; Alones; Kurt afshen)

MP · Herstellung: UK

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

ISBN 978-3-570-17573-6

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

FÜR DIE ROSEN,
DENN IHR HABT MEHR VERDIENST
ALS BLOSSES BETRACHTEN :-)

*Die Dunkelheit, die herrschte einst,
ist gebannt noch lange nicht,
denn das Licht wirft Schatten,
und Schatten vertreibt das Licht.*

Die Seelenprophezeiung

Prolog

Los Angeles, Gegenwart

Mit heulender Sirene und Blaulicht bahnt sich der Krankenwagen einen Weg durch den Verkehr, während die Sonne über Huntington Park versinkt. Das Fahrzeug fährt scharf an die Bordsteinkante, die Türen fliegen auf und zwei Sanitäter springen heraus.

Auf dem Gehweg liegt ein lebloser Körper.

Die beiden Sanitäter drängen sich durch die Menge der Schaulustigen und eilen zu einem muskulösen Mann in schickem Anzug und mit dunkel getönter Brille, der seine Hände fest auf die Brust des Verletzten drückt. Blut rinnt ihm zwischen den Fingern hindurch.

»Alex ist angeschossen worden!«, knurrt der Mann mit einem verzweifelten und zugleich fest entschlossenen Ausdruck in seinem wettergegerbten Gesicht.

Einer der Sanitäter, eine junge Frau mit zu einem straffen Pferdeschwanz gebundenem, kupferrotem Haar, deren Namensschild sie als BAILEY ausweist, kniet sich hin, um

den Verletzten zu untersuchen. Der Mann im Anzug löst seine Hände von Alex' Brust und tritt rasch zur Seite, damit die Sanitäterin ihre lebensrettende Arbeit tun kann.

»Jeweils eine klare Eintritts- und Austrittswunde ... schätzungsweise Kaliber 9 Millimeter ... erheblicher Blutverlust. Legen wir schnell ein paar Druckverbände und eine belüftete Wundversiegelung an.«

Der zweite Sanitäter, ein älterer Mann mit säuberlich gestutztem Bart, rasiertem Schädel und dem Namensschild CARTER, reißt sofort ein Paket mit sterilen Verbänden auf und kümmert sich um die Wunden.

»Alex, können Sie mich hören?«, fragt Bailey, aber sie erhält keine Antwort. Sie checkt die Vitalfunktionen des Verletzten, während ihr Partner eine Infusion vorbereitet, um überlebenswichtige Flüssigkeiten zuzuführen. »Der Verletzte atmet nicht mehr«, ruft sie und beginnt sofort mit der Herzmassage.

Carter zieht einen tragbaren Defibrillator aus seinem Notfallkoffer und bringt zwei Elektrodenpolster an der Brust des Verletzten an. Sobald das Gerät hochgefahren ist, piept der EKG-Monitor in einem schnellen und unregelmäßigen Rhythmus.

»Herzstillstand«, ruft Carter. Gleich darauf, als eine rote Kontrollleuchte aufblinkt, warnt er: »Zurücktreten!«

Bailey zieht ihre Hände weg, bevor der Defibrillator einen Stromschlag auslöst. Alex' Körper zuckt leicht, aber die Kurve auf dem EKG-Monitor spielt weiterhin verrückt, bevor sie vollständig zu einer Nulllinie ausläuft. Während

der Monitor unheilvoll brummt, nimmt die Rettungssanitäterin sofort die Herzmassage wieder auf –

Alex beobachtet diesen Kampf um sein Leben unbeteiligt von oben – als ob das alles jemand anderem widerfahren würde. Tatsächlich wirkt der Mann mit dem maßgeschneiderten blauen Anzug und der Sonnenbrille wesentlich beunruhigter. Er spricht schnell in sein Mobiltelefon, einen zutiefst besorgten Ausdruck auf seinem markanten Gesicht. Wie war noch mal sein Name? Clive, stimmt's? Nein, nicht Clive, Clint!

Aber im Gegensatz zu Clint fühlt Alex keine Sorgen, keinen Schmerz und keinen Kummer mehr. Nach all den Kämpfen und Belastungen seines Lebens ist dieses Gefühl der losgelösten Ruhe wohltuend ... und sogar willkommen. Die Verbindung zwischen Körper und Seele ist jetzt kaum mehr als ein feiner Silberfaden in der wachsenden Dunkelheit.

Während Alex auf die beiden Sanitäter herabschaut, die sich verzweifelt um seine Wiederbelebung bemühen, erscheint ein helles, warmes Licht am Ende eines langen Tunnels. Von dem Licht angezogen, lässt Alex seinen Körper auf dem Bürgersteig zurück und schwebt den Tunnel entlang, wobei der Silberfaden, der Seele und Körper verbindet, immer dünner und dünner wird ...

»Adrenalinspritze!«, kommandiert Bailey, und ihr Partner beugt sich hektisch über seinen Koffer, um die richtige Spritze zu suchen. »Beeilung... oder wir verlieren den Patienten endgültig!«

In der Ferne ist jetzt das Heulen von Polizeisirenen zu

hören, die sich aus allen Richtungen nähern, während Bailey mit einer Kombination aus Brustkompressionen und Mund-zu-Mund-Beatmung fortfährt.

Ihr Partner zieht die Kappe von der Spritze, sucht eine geeignete Vene, dann injiziert er das Stimulans, um das Herz in Schwung zu bringen ...

Die spannungsgeladene Szene auf dem Bürgersteig verblasst langsam, die Farben und Geräusche werden schwächer, bis die beiden Sanitäter und ihr Patient kaum mehr sind als ein stummer Schwarz-Weiß-Film, der in der Ferne flackert. Alex driftet immer weiter den Tunnel entlang, das weiße, himmlische Licht wird mit jedem Augenblick heller und lebendiger.

Doch als sich das Ende des Tunnels nähert, blockiert ein langer, spindeldürrer Schatten das Licht.

Alex zögert, er kennt die Seele nicht, die da plötzlich vor ihm auftaucht. Hallo? Kenne ich dich?

Nein!, ertönt eine barsche Antwort. Aber dein Ende ist mein Anfang.

Mit beängstigender Geschwindigkeit huscht der Schatten auf Alex zu, verschlingt alles Licht und erstickt seine Seele in einer allumfassenden Dunkelheit ...

»Immer noch keine Reaktion«, verkündet Carter, nachdem er eine zweite Adrenalin-spritze injiziert hat.

Erschöpft und am Ende ihrer Optionen sieht sich Bailey gezwungen, die Wiederbelebungsmaßnahmen abzubrechen und den Patienten noch am Unfallort für tot zu erklären.

Der Mann im Anzug flucht und schleudert in einem Anfall von Wut und Trauer sein Telefon zu Boden.

Dann – gerade als Carter die Pads des Defibrillators entfernen will – ertönt aus dem Monitor ein schwaches Piepen.

»Warte, wir haben einen Herzschlag ...«

1

St. Petersburg, Russland, 1904

»UND NUN, MEINE DAMEN UND HERREN!«, brüllt der Zirkusdirektor. »Die Nummer, auf die Sie alle gewartet haben ... die Vielgerühmte, die Fantastische, die Fabelhafte, die Phänomenale ... Yelena, der fliegende Feuervogel!«

Unter donnerndem Applaus renne ich in die Manege hinaus. Meine feuerroten Haarspitzen und mein glitzerndes Kostüm ziehen alle Blicke auf sich. Dmitry in seinem silbernen Trikot ist an meiner Seite, während wir perfekt synchron ein Rad schlagen, emporspringen und einen Salto vollführen, um in der Mitte der Manege zu landen. Die Menge jubelt und pfeift, bis der Zirkusdirektor sie zur Ruhe bringt.

»Machen Sie sich nun auf einen waghalsigen Auftritt gefasst! Sie werden eine Sensation erleben!«, ruft er atemlos. »In dieser Manege sehen Sie eine Reihe tödlicher Hindernisse. Die Mauer der Messer! Die Grube voller Glas! Und die berühmtesten Flammenden Ringe der Hölle! Unser Feuervogel muss sie alle meistern!«

Dmitry ergreift eine brennende Fackel und entzündet eine Reihe von Reifen, die auf eiserne Ständern montiert sind. Der fünfte und letzte Ring ist so klein, dass mein Körper kaum hindurchpasst. Die sengende Hitze der Reifen bringt die erste Zuschauerreihe dazu, sich nach hinten zu lehnen, während das übrige Publikum gebannt zusieht, wie ich mich auf den tödlichen Speißrutenlauf vorbereite.

Ich beäuge die erste Hürde vor mir – eine Mauer, die komplett aus Messern besteht, deren Spitzen wie eine Reihe von Haifischzähnen aus dem oberen Rand herausragen. Ich atme tief durch und sprinte auf die mit Klingen bewehrte Wand zu, dann springe ich hoch in die Luft. Mit angezogenen Beinen vollführe ich einen eleganten Salto über die blitzenden Klingen hinweg und lande sicher auf der anderen Seite.

Das Publikum hat kaum Zeit zu applaudieren, da flitze ich bereits zum nächsten Hindernis – einem mit Glasscherben gefüllten Graben, über dem drei parallele Stangen hängen. Ich springe von einem hölzernen Sprungbrett ab, katapultiere mich in die Luft, umklammere die erste Stange und vollführe einen ganzen Überschlag, bevor ich zur zweiten Stange hechte. Hier führe ich einen Straddle Cut aus, schwinde mich dann zur dritten Stange und stemme mich mit Schwung in einen perfekten Handstand. Jetzt hat das Publikum Gelegenheit zu klatschen. Ich balanciere über dem Meer aus Glas unter mir, das bei einem Sturz meine schneeweiße Haut aufschlitzen würde. Nach ein paar Sekunden lasse ich mich aus dem Handstand fallen und mache einen doppelten Salto, um kurz hinter der Grube zu landen.

Schließlich stehe ich vor meiner letzten Herausforderung, den Flammenden Ringen der Hölle – ein Zirkuskunststück, das kein anderer Akrobat der Welt wagt. Die Hitze ist so intensiv, dass sie mir fast die Haut versengt, als ich in einer geschickten Abfolge von Sprüngen und Rollen nacheinander durch die Reifen fliege. Der kleinste erfordert all mein Können, um nicht zu Asche zu verbrennen. Und noch bevor ich richtig zu Atem gekommen bin, wirft Dmitry einen letzten Feuerring hoch in die Luft. Mit einem eleganten Sprung fliege ich hindurch, um mit ausgebreiteten Armen wie ein Adler neben ihm zu landen.

Die Menge ist auf den Beinen, jöhlt und klatscht.

Während ich den Applaus entgegennehme, fällt mein Blick auf eine mürrisch dreinblickende Frau in der ersten Reihe. Sie sitzt bewegungslos da, die Hände im Schoß, starrt mich an und scheint die Einzige zu sein, die von meiner waghalsigen Darbietung nicht beeindruckt ist. Aber es ist nicht ihr Mangel an Wertschätzung, der mich beunruhigt.

Es sind ihre Augen.

Pechschwarz und furchterregend leblos.

»Hey, alles in Ordnung?«, flüstert Dmitry, der meinen alarmierten Blick bemerkt.

»Ich ... glaube, ich sehe eine Seelenjägerin«, antworte ich halblaut.

»Wo?« Dmitry ist plötzlich hellwach, sein Körper spannt sich wie ein Tiger auf der Lauer.

Ich schaue wieder ins Publikum, aber die Frau klatscht jetzt und ihre Augen sind blassgrün. Ich blinzle heftig. War

es nur das Licht der brennenden Reifen gewesen, das mich geblendet hatte? »Nein ... Ich habe mich geirrt«, sage ich unsicher.

»Yelena, mach dir keine Sorgen«, beruhigt Dmitry mich sanft und legt seine Hand auf meinen Arm. »Wir waren in den letzten sechs Monaten ständig in Bewegung und haben uns immer getarnt. Wir haben Tanas und seine Jäger weit hinter uns gelassen –«

»MEINE DAMEN UND HERREN!«, dröhnt der Zirkusdirektor über den abklingenden Applaus hinweg. »Bereiten Sie sich nun auf eine noch größere Sensation vor! Sie werden verzaubert und fasziniert sein, wenn unser flammenhaari-ger Feuervogel sich jetzt auf das lebensgefährliche Trapez des Schreckens wagt!« Bei diesen Worten deutet er auf die beiden Schaukelstangen hoch über den Köpfen der Zuschauer.

Während das Publikum aufschaut, zieht mich Dmitry zu sich heran und flüstert mir ins Ohr: »Aber sicher ist sicher, wenn diese Vorstellung vorbei ist, werden wir eine Weile untertauchen. Wir können jederzeit einem anderen Zirkus beitreten.« Mit einem beruhigenden Zwinkern seiner funkelnden blauen Augen schreitet er hinüber zu einer der Strickleitern und klettert flink empor bis in die Kuppel des Zirkuszeltens.

»Beachten Sie bitte, meine Damen und Herren«, verkündet der Zirkusdirektor in dramatischem Tonfall, »dass es KEIN Sicherheitsnetz gibt! Der kleinste Fehler Yelenas wird ihren sicheren TOD bedeuten!«

Er blickt zu mir und fragt sich zweifellos, warum ich noch

in der Manege stehe. Ich setze ein breites Lächeln für das Publikum auf, das mein anhaltendes Unbehagen darüber verdeckt, eine mögliche Seelenjägerin erspäht zu haben, dann renne ich zur anderen Leiter. Ich klettere hinauf zu einer kleinen Plattform, wo ich, nun hoch und sicher vor jedem Zugriff, meine Ängste abschüttele und mich auf unsere Darbietung konzentriere.

Dmitry hängt kopfüber an den Beinen von der Auffangstange und schwingt leicht. »Gotov!«, ruft er und signalisiert damit, dass er bereit für einen Fang ist.

Ich ergreife die Schaukelstange und springe von meinem Brett. Das Gefühl, frei und unberührbar durch die Luft zu segeln, ist berauschend, und schnell sind alle meine Sorgen verfliegen. Ich vergesse Tanas und seinen Hunger nach meiner Seele. Ich vergesse die ständige Angst, von seinen Jägern aufgespürt zu werden. Ich vergesse die Panik, die diese Frau mit den pechschwarzen Augen in mir ausgelöst hat.

Als ich zum zweiten Mal den Scheitelpunkt meiner Flugbahn erreiche, lasse ich die Stange los und vollführe einen dreifachen Salto, bevor Dmitry mich an den Armen aufhängt. Wir schwingen weiter, dann wieder zurück zu meiner Stange, wobei ich bei der Rückkehr eine zweieinhalbfache Pirouette ausführe. Unten bricht das Publikum in tosenden Applaus aus. Als ich auf meinem Podest lande, blicke ich hinab und winke dankbar – dann erstarre ich. Selbst aus dieser schwindelerregenden Höhe kann ich einige weitere Zuschauer ausmachen, die statuenhaft still dasitzen und mit ihren eiskalten schwarzen Augen zu mir hochstarren.

Doch bevor ich den Schock richtig verarbeiten kann, beginnt das Publikum zu lachen.

»Was ist denn jetzt los?«, schreit der Zirkusdirektor.

Ein wilder Clown mit orangefarbenen Haaren kommt in die Manege gestürzt. Er watschelt zur Messerwand und testet mit einer großen, weiß behandschuhten Hand die Spitze einer Klinge. Brüllend vor Schmerz schüttelt der Clown seine scheinbar verletzte Hand. Noch mehr Gelächter ertönt aus der Menge.

Während Dmitry auf mich zuschwingt, höre ich ihn rufen: »Was macht Gretto, warum mischt er sich in unsere Nummer ein?«, aber auch ich habe keine Erklärung dafür.

Dann starrt Gretto zu mir hoch. Sein Gesicht ist knochenweiß geschminkt, die falsche Nase so rot und knollig wie ein Furunkel, die Lippen zu einem grotesken Lächeln verzogen. Aber es sind seine Augen – kohlschwarze Augen –, die mir einen Schauer über den Rücken jagen.

»Das ist nicht Gretto«, rufe ich. »Es ist Tanas!«

Der dämonische Anführer der Inkarnaten spielt weiter seine Rolle als Zirkusclown. Er zieht mehrere Messer aus der Wand und beginnt mit ihnen zu jonglieren, während er auf meine Strickleiter zusteuert. Das Publikum johlt, klatscht und lacht bei jedem Messer, mit dem er hantiert, und bei jedem Finger, den er zu verlieren vorgibt.

Aber Dmitry und ich wissen beide, dass es keine Show ist. Die Absichten des Clowns sind klar. Mit dem verbliebenen Messer zwischen den Zähnen klettert Tanas wie eine heimtückische Spinne meine Strickleiter hinauf.

»Zu mir!«, schreit Dmitry und schwingt kraftvoll in meine Richtung.

Mehrere Sekunden lang kann ich nur dastehen und in purer Panik auf den schwarzäugigen Clown starren, der auf mich zuklettert. Wie hat er uns gefunden? Wir haben unser Leben bei der Durchquerung Sibiriens riskiert, nur um seinen Fängen zu entkommen. Wir haben seit Monaten kein Zeichen von Wächtern oder Jägern bemerkt. Wir haben fast jede Woche unsere Namen, unser Aussehen und unseren Aufenthaltsort geändert ...

»YELENA!«, schreit Dmitry verzweifelt.

Seine Stimme bricht den Bann. Ich drehe mich um und stürze mich von der Plattform. Aber der erste Schwung reicht nicht aus, um mich für einen Fang vorzubereiten. Die Stange pendelt schon wieder zurück, als Tanas die Plattform besteigt. Er greift nach meinem Bein, aber ich trete ihn weg und schwing mich über die Leere zurück. Einen Moment lang taumelt Tanas mit den Armen rudern am Rand der Plattform und versucht, sein Gleichgewicht wiederzufinden. Die Menge lacht entzückt, weil sie es für einen Teil der Show hält.

»Gotov!«, schreit Dmitry, die Hände zum Fang bereit.

Aber ich kann nicht. Tanas' Griff nach mir hat unsere Schwungbewegungen aus dem Rhythmus gebracht, aus Angst vor einem Absturz kann ich meinen Griff um die Stange nicht lösen und kehre noch einmal zur Plattform zurück.

Tanas wartet bereits, er hat sein Gleichgewicht wiedergefunden. Auf seinen rot geschminkten Lippen liegt ein grau-

siges Grinsen und in seiner behandschuhten rechten Hand hält er jetzt das Messer.

»Komm zu Gretto!«, sagt er, sein Tonfall so gruselig wie sein Lächeln.

Als ich jedoch in seine Reichweite komme, macht Tanas keinen weiteren Versuch mich zu packen. Diesmal sticht er mit dem Messer zu. Ich verdrehe meinen Körper und löse eine Hand von der Stange. Die Klinge verfehlt mich um Haarsbreite – um dann eines der Seile zu durchtrennen, an denen die Stange befestigt ist!

Während ich in der Luft zappele, schnappen die Zuschauer plötzlich entsetzt nach Luft. Mit aller Kraft umklammere ich mit beiden Händen die Stange und schwinge mich auf Dmitry zu. Er ist bereit und streckt mir die Arme entgegen, die Finger gespreizt, um mich zu fangen.

»Vertrau mir!«, schreit er. »Dein Leben verbunden mit meinem, für immer.«

Aber gerade als ich mich in seine ausgestreckten Arme werfen will, reißt das ausgefranste Seil. Ich schreie entsetzt auf. Ich sehe noch, wie Dmitry sofort seine Knie von der Fangstange löst, sodass er nur noch an seinen Knöcheln hängt. Er streckt seine Hände aus, um meine zu packen ...

Unsere Finger berühren sich ...

Aber ich rutsche aus seinem Griff und stürze ins Bodenlose.

2

»Ich falle ... falle ... endlos ... kein Boden unter mir ... nur eine entsetzliche schwarze Leere ...«

Ein Fingerschnippen und meine Lider öffnen sich ruckartig. Mein Puls rast und mein Atem geht schnell und flach.

»Beruhige dich, Genna«, besänftigt mich eine freundliche Stimme. »Du bist in Sicherheit.«

Nervös schaue ich mich um. Ich liege auf einer Ledercouch in einem pastellfarbenen Raum, durch dessen Bambusjalousien das Sonnenlicht hereinströmt. In einer Ecke steht eine große, rosa blühende Orchidee und an der gegenüberliegenden Wand hängt das gerahmte Bild eines schneebedeckten Berges mit der Aufschrift: *Du weißt nie, wie stark du bist, bis stark zu sein, deine einzige Option ist.*

»Das war sehr erhellend, Genna. Sag mir, wie fühlst du dich jetzt?«, fragt ein Mann mit schiefergrauem Haar. Er lehnt in einem Sessel gegenüber meiner Couch und blickt mich über seine Lesebrille hinweg an. In seinem Schoß liegt ein Notizbuch, seine schlanken Finger umklammern einen silbernen Füllfederhalter.

»Ähm ... ein bisschen verwirrt«, antworte ich und setze mich auf. Er macht sich eine Notiz. Meine Gedanken werden langsam wieder klar, und ich erinnere mich, dass ich mich in meiner Therapiesitzung mit Dr. Larsson in seiner Praxis in West London befinde.

»Das ist verständlich«, sagt er freundlich. »Für Menschen, die für Hypnosetherapie empfänglich sind, kann es eine ziemlich tief greifende Erfahrung sein, und natürlich auch eine sehr effektive Behandlung. Kannst du jetzt verstehen, dass diese vergangenen Leben – oder *Schimmer*, wie du sie nennst – die Produkte deines Unterbewusstseins sind?«

Ich runzle die Stirn, aufgewühlt von meiner ersten Hypnoseerfahrung. »Dann habe ich mir alles also nur *eingebildet*?«

Mein Therapeut nickt.

»Aber ich war noch nie Zirkusakrobatin, geschweige denn in Russland!«, wende ich ein.

»Dein Unterbewusstsein arbeitet mit Bildern«, erklärt Dr. Larsson. »Erinnerst du dich noch, dass wir, bevor ich dich in Trance versetzt habe, über deine Gymnastikausbildung gesprochen haben? In Anbetracht deiner Erfolge bei schulinternen Wettkämpfen kann man davon ausgehen, dass du dich in deinem Kopf als Akrobatin gesehen hast. Warst du schon einmal in einem Zirkus?«

»Ja, aber vor vielen Jahren, als ich noch ein kleines Kind war«, erwidere ich.

»Na also«, antwortet er mit einem selbstgefälligen Lächeln. »Du hast mir auch erzählt, dass du viele historische

Romane liest. Gibt es in deiner Sammlung auch einen über Russland?»

Ich stelle mir das Bücherregal in meinem Schlafzimmer vor. »Tolstois *Anna Karenina*. Es spielt in ... St. Petersburg ...« Ich verstumme. Ich bestätige damit nur seine Auffassung.

Dr. Larsson beugt sich in seinem Sessel vor. »Genna, diese vergangenen Leben, die du vermeintlich hattest, wurden von deinem Verstand heraufbeschworen, um dir zu helfen, mit einer stressigen und traumatischen Erfahrung fertigzuwerden. Das ist nichts, wofür du dich schämen müsstest. Jeder, der etwas Ähnliches wie du durchgemacht hat, entwickelt zwangsläufig Bewältigungsmechanismen. Und ich darf sagen, du hast es wunderbar gemeistert.«

Meine Kehle schnürt sich zusammen und heiße Tränen schießen mir in die Augen, als ich mich an den Überfall Damiens und seiner Bande in einem Londoner Park erinnere, bei dem er versuchte, mich im Auftrag seines sogenannten Meisters Tanas zu entführen. Und daran, wie dieser böse und verrückte Priester mich in einer grausamen Opferzeremonie fast umgebracht hätte. Selbst jetzt, sechs Monate später, kann ich immer noch den bitteren Trank schmecken, den Tanas mir einflößte; ich spüre die zutiefst beunruhigende Spaltung von Körper und Seele, während er das Ritual durchführte; und ich erinnere mich an mein Entsetzen, als er mir mit einem alten Jademesser das Herz herauschneiden wollte. Ein Schauer durchläuft mich bei den alpträumenhaften Erinnerungen.

Dr. Larsson reicht mir ein Taschentuch und ich tupfe mir die Tränen weg. »Geht es wieder?«, fragt er.

Ich nicke. »Es ist nur sehr belastend, wenn ich an den Moment in der Krypta zurückdenke.«

Seine bräunlichen Augen werden weich vor Mitgefühl. »Und das wird auch noch eine Weile so bleiben«, sagt er. »Aber du hast einen langen Weg hinter dir, Genna. Du bist viel zäher und widerstandsfähiger als das verängstigte und verwirrte Mädchen, das du noch bei unseren ersten Sitzungen warst. Die Zirkusvision, die du gerade erlebt hast, beweist das.«

»Inwiefern?«, frage ich.

Dr. Larsson lehnt sich in seinem Sessel zurück. »Nun, ich sehe es folgendermaßen«, beginnt er. »Die Lebendigkeit dieser Vision ist das Resultat der intensiven Gefühle, die mit deinem Trauma verbunden sind. Wie ich bereits angedeutet habe, ist das Setting beeinflusst von dem, was du gelesen hast, von deinen Kindheitserfahrungen mit dem Zirkus und deinem Talent zum Turnen. Aus unseren früheren Sitzungen und der heutigen geht hervor, dass du dich als Turnerin am stärksten und fähigsten fühlst. Also zeigt deine Rolle als Akrobatin in der Vision eine positive Verschiebung von der Selbstwahrnehmung als Opfer hin zur Rolle der Überlebenden. Mit der Zeit wirst du dich weiterentwickeln, zu einer entfalteten Persönlichkeit.«

Ich setze mich etwas aufrechter auf die Couch mit einem Gefühl der Stärkung, das ich schon lange nicht mehr verspürt habe.

Dr. Larsson blickt auf seine Notizen. »Der Junge, Damien, scheint in deinen Gedanken nicht mehr aufzutauchen, es sei denn, er wird durch die mürrische Frau repräsentiert, die du in der ersten Reihe gesehen hast. Aber selbst wenn das der Fall ist, ist er nur ein Beobachter und nicht mehr ein aktiver Teilnehmer. Vor allem aber hast du begonnen deine größte Angst, Tanas, in etwas Komisches zu verwandeln – in einen Clown.«

»Er war immer noch furchterregend«, gebe ich zu bedenken.

»Ja«, räumt mein Therapeut ein. »Aber das Publikum hat über ihn gelacht und du hast dich aktiv gewehrt. Das ist ein weiteres positives Zeichen des Fortschritts. Schließlich hat der Junge, von dem du sagst, dass er dich gerettet hat –«

»Phoenix«, unterbreche ich, und sofort huscht ein Lächeln über meine Lippen. Ich stelle mir seinen immer ein wenig wilden braunen Haarschopf vor, seine hohen, markanten Wangenknochen und sein weltkluges, wissendes Grinsen. Vor allem erinnere ich mich an seine ungewöhnlich strahlenden Augen, die sich so blau wie Saphire von seiner sonnengebräunten Haut abheben. Phoenix Rivers, der Junge aus Arizona, der sich selbst als mein Guardian bezeichnete. Der Junge, der fast sein Leben gelassen hätte, um meines zu retten.

Dr. Larsson erwidert mein wehmütiges Lächeln. »Ja, Phoenix. Nun, er scheint von dem Trapezkünstler Dmitry repräsentiert zu werden. Er war da, um dich aufzufangen, aber er schaffte es nicht ...«

»Phoenix *hat* mich aber gerettet«, erwidere ich trotzig. Sogar jetzt habe ich das Gefühl, ihn beschützen zu müssen, obwohl es doch eigentlich seine Aufgabe ist, mich zu beschützen. »In diesem Leben und in meinen anderen Schimmern – ich meine Visionen, oder was immer das ist.«

»Das mag der Fall sein. Aber in dieser speziellen Zirkusvision vermochte er es *nicht*«, erinnert mich mein Therapeut. »Und das deute ich als ein gutes Zeichen. Vielleicht lässt dein Verstand endlich die Vergangenheit los.«

Ich lasse mich in das weiche Leder der Couch zurücksinken und starre an die Decke, während ich die Einschätzung meines Therapeuten auf mich wirken lasse. In den letzten Monaten habe ich mich gegen vieles gewehrt, was er gesagt hat, und es vorgezogen, an die Wahrheit meiner eigenen Wahrnehmung und die Erfahrungen zu glauben, die ich mit Phoenix geteilt habe. Aber mit der Zeit und mithilfe der Therapie fange ich an, eine neue Sichtweise auf das Geschehene zu gewinnen, darauf, wie es mich beeinflusst und sogar meinen Blick auf die Realität verändert haben könnte. Während sich der Schmerz und das Trauma auflösen, schwindet auch meine Fixierung auf die Vorstellung von vergangenen Leben. *Vielleicht gibt es das alles nur in meinem Kopf*, denke ich.

»Aber es scheint so *real* zu sein«, sage ich.

»Erscheint ein Traum nicht real, wenn man schläft?«, wirft Dr. Larsson ein. »Und ich versichere dir, diese Visionen, die du erlebt hast, sind nicht realer als ein Traum.«

»Vielleicht. Aber Träume verblassen«, erwidere ich, »wäh-

rend diese Schimmer wie Erinnerungen in meinem Kopf bleiben.«

Dr. Larsson tippt nachdenklich mit seinem Stift auf sein Notizbuch. »Hattest du in den letzten sechs Monaten noch andere Visionen, abgesehen von der eben erlebten?«

»Keine«, gebe ich zu und kann die Enttäuschung in meiner Stimme nicht verbergen. Trotz ihrer nervenaufreibenden Intensität und ihrer oft aufwühlenden und hektischen Natur, geben mir die Schimmer auch großen Trost, als würde ich mich mit einem fehlenden Teil von mir wieder vereinen. »Die Letzte hatte ich, als ich mich von Phoenix am Flughafen verabschiedete.«

»Das bedeutet zwei Dinge«, sagt Dr. Larsson. »Erstens: Solche Visionen werden durch einen Zustand erhöhter Emotionalität oder durch extremen Stress ausgelöst. Und zweitens: Dieser Junge, Phoenix – der dir eingeredet hat, dass diese Visionen aus vergangenen Leben stammen –, ist derjenige, der sie in dir hervorgerufen und eingepflanzt hat, auf ähnliche Weise, wie ich den russischen Zirkus durch Hypnose ausgelöst habe.«

Ich beiße mir auf die Zunge, um nicht sofort mit Phoenix' Verteidigung loszulegen. Das Argument des Arztes ist überzeugend. Ich kann nicht leugnen, dass Phoenix' saphirblaue Augen eine hypnotische Wirkung hatten. Einige der intensivsten und frühesten Schimmer traten auf, als wir uns Auge in Auge gegenüberstanden. Ich kann auch nicht leugnen, dass ich keinen Schimmer mehr hatte, seit er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt ist. Ich ertappe mich bei

dem Gedanken, ob Phoenix mich hypnotisiert hat, und fühle mich fast ein wenig betrogen.

»Ich schätze, Sie haben recht«, gebe ich mit einem Seufzer zu, und eine Last scheint von mir abzufallen. »Was Sie sagen, dass mein Unterbewusstsein das Trauma verarbeitet hat, macht Sinn – zumindest viel mehr, als zu glauben, ich hätte eine Menge früherer Leben gelebt!«

Dr. Larsson klappt sein Notizbuch zu und legt es beiseite. »Nun, Genna, ich denke, du machst ausgezeichnete Fortschritte. Ich werde deinen Eltern vorschlagen, dass wir deine Sitzungen in Zukunft auf ein Mal im Monat reduzieren.«

Ich habe das Gefühl, einen Durchbruch erzielt zu haben, und schwinge meine Beine von der Couch. »Danke, Herr Doktor, für all Ihre Hilfe.«

Er deutet mit der Spitze seines Silberstiftes auf mich. »Nein, *du* hast dir selbst geholfen.«

Mit leichterem Schritt als beim Betreten seines Spechzimmers gehe ich auf die Tür zu. Doch als ich die Schwelle erreiche, bleibe ich stehen und drehe mich zu ihm um, um eine letzte Bestätigung zu erhalten. »Also ... Habe ich mir wirklich alle meine früheren Leben nur eingebildet?«

Dr. Larsson nimmt seine Brille ab und mustert mich eingehend. »Meiner professionellen Meinung nach hast du das«, sagt er. »Aber das ist nichts Schlechtes, Genna. Es hat dir ermöglicht zu überleben.«

3

»Wir sind so stolz auf dich«, begeistert sich meine Mutter, während wir uns in unserem silbernen Volvo vom Klinikgelände entfernen, mein Vater am Steuer. Meine Mutter dreht sich auf ihrem Sitz um und berührt sanft mein Knie. »Eine Zeit lang habe ich nicht gewagt zu hoffen, dass wir unsere Genna zurückbekommen«, gibt sie zu, und Tränen steigen in ihren sanften blauen Augen auf. Dann, wie ein Sonnenstrahl auf Schnee, erwärmt ein sanftes Lächeln ihr Gesicht.

Ich ergreife ihre ausgestreckte Hand und drücke sie, um ihr zu zeigen, dass ihre Tochter zurück ist. Aber ich schaffe es noch nicht, es laut auszusprechen. Auch wenn ich mich vom schlimmsten Trauma erholt habe, bin ich nicht mehr dieselbe wie früher und werde es auch nie wieder sein. Die Verletzungen meiner Psyche sind verheilt, werden aber wie eine Narbe nie ganz verschwinden. Und obwohl ich inzwischen akzeptiert habe, dass die Schimmer von meinem Unterbewusstsein hervorgerufen wurden, kann ich sie dennoch nie vergessen.

Die Vorstellung, dass ich eine wiedergeborene Seele aus den Anfängen der Menschheit bin – eine Erste Nachkommin mit der Aufgabe, das Licht der Menschheit weiterzutragen, wie Phoenix behauptete –, erscheint mir jetzt allerdings etwas weit hergeholt. Genauso wie der Gedanke, dass es ein weltweites Netzwerk von Inkarnaten – Seelenjägern und Spähern – gibt, die nach mir suchen, damit ihr Anführer, Tanas, meine Seele herausreißen und dieses sogenannte Licht auslöschen kann. Ich lächle über die Absurdität des Ganzen. Wenn ich an die Erklärung denke, die Phoenix mir in diesem Luftschutzkeller gegeben hat, hätte ich wirklich meinen eigenen Instinkten vertrauen sollen und nicht dem, was mir ein Fremder erzählt hat.

Dad wirft einen Blick in den Rückspiegel und fängt meinen Blick auf. »Wir sind so froh, dass du bei dem Programm geblieben bist, Gen«, sagt er. »Ich weiß, es war nicht leicht für dich. Für uns war es übrigens auch nicht einfach. Aber gemeinsam, als Familie, haben wir es geschafft.«

»Danke, Dad«, antworte ich und denke an all die Opfer, die sie gebracht haben: die vielen Fahrten quer durch London zu meinen Beratungsgesprächen; die vielen schlaflosen Nächte, die sie ertragen mussten, um mich wegen meiner dunklen Albträume zu trösten; die stundenlangen verzweifelten Nachforschungen, um einen Weg zu finden, mein Trauma zu heilen; ihre Hilflosigkeit, wenn ich immer wieder Rückschläge erlitt und sie beide nicht mehr weiter wussten. »Es tut mir so leid –«

»Nein, das braucht es nicht«, unterbricht mich mein

Vater. »Das Leben ist dazu da, uns herauszufordern. Aber denk daran, Genna: Wenn du über einen Berg gehst, werden deine Beine stärker. Und du bist aus dieser Prüfung stärker und widerstandsfähiger denn je hervorgegangen. Was auch immer für Herausforderungen in der Zukunft auf dich warten, du wirst viel besser vorbereitet sein, besser in der Lage, sie zu meistern.« Er strahlt mich im Rückspiegel mit einem stolzen Lächeln an. »In meinen Augen – obwohl du immer mein kleines Mädchen bleiben wirst – wachst du zu einer wirklich tollen jungen Frau heran.«

Ich spüre ein warmes Gefühl in meinem Herzen bei seinen Worten. Es ist eine große Erleichterung, meine beiden Eltern einmal glücklich und wirklich lächelnd zu sehen. Seit Wochen sind sie angespannt und gestresst, können ihre Angst kaum verbergen, dass das von mir erlittene Trauma zu tief sitzt, um behandelt werden zu können, und dass ich jeden Moment wieder in eine Depression zurückfallen könnte. Aber die monatelange Therapie hat sich ausgezahlt, und die ganze Familie scheint mit mir geheilt zu sein. Vielleicht sind wir uns jetzt sogar näher als zuvor.

Mama sieht mich an, ein Glitzern in den Augen. »Also, um deine Genesung zu feiern, haben wir eine Überraschung für dich«, verkündet sie.

»Was denn?« Gespannt beuge ich mich in meinem Sitz vor.

Sie klopft einen dramatischen Trommelwirbel auf dem Armaturenbrett, dann verkündet sie: »Wir fahren ... nach Barbados!«

Einen Moment lang starre ich sie nur an, während ich die Nachricht verarbeite, dann juchze ich: »*Barbados!*«

Papa nickt. »Ja, ein zweiwöchiger Urlaub, und wir werden meine ganze Familie treffen, während wir dort sind«, sagt er, und sein Grinsen ist jetzt genauso breit wie meines. »Dein Urgroßvater kann es kaum erwarten, dich zu sehen. Ebenso wie deine Cousins.«

»Ich werde Papaya wiedersehen!«, rufe ich begeistert. Als wir das letzte Mal auf Barbados waren, war ich noch ein Kleinkind und konnte »Urgroßvater« nicht aussprechen, also nannte ich ihn stattdessen Papaya, und der Name blieb hängen. Dad hat oft davon gesprochen, zu seinen Wurzeln zurückzukehren, aber wir scheinen nie das Geld dafür gehabt zu haben. Ich sehe ihn stirnrunzelnd an. »Aber ich dachte, wir könnten uns keine teuren Urlaube leisten ... besonders nach den Kosten für meine Therapiesitzungen.« Ein Anflug von schlechtem Gewissen schnürt mir den Magen zu. Ich hatte einen Blick auf die Rechnung des Arztes geworfen, die mein Vater bezahlt hatte, und die Endsumme war keineswegs gering.

Mum wedelt meine Besorgnis beiseite. »Das Leben ist zu kurz, um sich ständig Gedanken darüber zu machen, wie viel es kostet, es zu leben«, antwortet sie. »Die Ereignisse haben uns das bewusst gemacht. Also haben wir unsere Ersparnisse für schlechte Zeiten angezapft ...«, sie blickt durch die Windschutzscheibe auf den grauen Nieselregen draußen, »... und für mich sieht es gerade wirklich nach schlechten Zeiten aus!«

»Wann fahren wir los?«, frage ich aufgeregt.

»Übernächstes Wochenende«, antwortet Papa. »Ich habe schon die Flugtickets reserviert und werde die Buchung bestätigen, sobald wir zu Hause sind.«

»Das wird die Auszeit, die wir uns *alle* verdient haben«, sagt Mum, tätschelt liebevoll den Oberschenkel meines Vaters und drückt ihm einen Kuss auf die Wange. »Schatz, ich brauche einen neuen Badeanzug ...«

»Natürlich. Ich brauche auch eine neue Badeshorts«, lacht er und bleibt an einer Ampel stehen.

Während meine Eltern aufgeregt plaudern, lehne ich mich in meinem Sitz zurück und blicke aus dem Fenster in den Regen und auf den vorbeifahrenden Verkehr. Mein Spiegelbild schaut mich an, mein nachdenklicher Gesichtsausdruck umrahmt von meinen hellbraunen Locken. Ich sehe immer noch aus wie ein junger glatthäutiger Teenager, der ich ja auch bin, aber meine haselnussbraunen Augen sind merklich gealtert. Sie wirken reifer, weiser und weltmüder. Ich betrachte sie genauer, suchend ... Aber da ist kein blaues Funkeln in ihnen, wie ich es im Spiegel des Straßencafés gesehen habe, als ich mit Phoenix auf der Flucht war. Mein bernsteinfarbener Teint, eine ausgewogene Mischung aus den Hautfarben meiner Mutter und meines Vaters, überdeckt die Erschöpfung, die ich tief in mir spüre. Nach einer langen Therapiesitzung bin ich immer ein wenig ausgelaugt, und die heutige war noch anstrengender als sonst. Aber der Gedanke, in den Urlaub nach Barbados zu fahren, hebt meine Laune. Warmer Sonnen-

schein, goldener Sand und kristallklares Meer – das ist genau die Therapie, die ich im Moment brauche. Ein Lächeln huscht über mein Gesicht bei dem Gedanken, wieder bei meiner Großfamilie zu sein, und meine Hand greift instinktiv nach dem Amulett um meinen Hals.

Ich ziehe an der schmalen Goldkette und hole den Guardian-Stein hervor, den Phoenix mir geschenkt hat. Dieses Amulett hat mir während Tanas' Ritual das Leben gerettet, zumindest dachte ich damals, dass es das getan hätte. Aber seine Kraft – falls es überhaupt eine hatte – ist jetzt verbraucht, ein Riss zersplittert den runden, blau marmorierten Edelstein. Es ist mein einziges Andenken an Phoenix, und ich trage es bei mir, seit er in die Vereinigten Staaten zurückgeschickt wurde. Was auch immer die Wahrheit hinter meinen seltsamen Erlebnissen war, ob ich mir vergangene Leben einbildete oder nicht, die Verbindung zwischen mir und Phoenix habe ich mir nicht eingebildet. Das war real ... oder nicht?

Aber wenn es so war, warum hat er mich dann nicht kontaktiert? Ich weiß, dass er der Technik nicht vertraut und deshalb kein Handy besitzt, aber das ist keine Entschuldigung dafür, nicht einmal einen Brief zu schreiben. Phoenix sagte, er würde wieder nach Hause nach Flagstaff, Arizona, zurückkehren oder an einem Strand in L. A. abhängen. Keiner der beiden Orte liegt am Ende der Welt. Wenn ich ihm wirklich etwas bedeuten würde, hätte er mir sicher eine Nachricht geschickt, wenigstens um zu sagen, dass er gut angekommen ist.

Ein tiefer, wehmütiger Seufzer entwischt meinen Lippen, als mich eine schmerzhaftes Erkenntnis trifft. Wenn meine vergangenen Leben alle nur ein Hirngespinnst waren, dann war es vielleicht auch unsere Verbindung. Schon in einer der ersten Sitzungen hatte mein Therapeut diagnostiziert, dass meine intensive Bindung zu Phoenix eine Folge des Stockholm-Syndroms sei und dass meine positiven Gefühle Phoenix gegenüber ein weiteres Mittel seien, um zu überleben und mit meiner Situation fertigzuwerden. Vielleicht hat er auch damit recht ...

Ich reiße die Kette von meinem Hals. Einen Moment lang überlege ich, ob ich das Amulett aus dem Fenster werfen soll, aber um meine Eltern nicht durch unberechenbares Verhalten zu alarmieren, stecke ich es stattdessen in meine Gesäßtasche.

Ich darf nicht über das Vergangene nachgrübeln, sondern muss nach vorne schauen.

Ich denke an unseren bevorstehenden Urlaub auf Barbados, versuche, ein Lächeln auf mein Gesicht zu zaubern, und stelle mir das Wiedersehen mit Papaya, die Umarmungen und die langen Gespräche mit ihm vor.

Ein lautes Hupen reißt mich aus meiner Träumerei. »Aus dem Weg!«, murmelt mein Vater gereizt.

Ein einzelner Mann in einem Kapuzenmantel steht mitten auf dem Fußgängerüberweg, einsam und still. Papa hupt erneut, aber der Mann verharrt regungslos, obwohl der Regen auf ihn herabprasselt. Fluchend dreht mein Vater am Lenkrad, um den störrischen Fußgänger zu umrunden.

Als wir an ihm vorbeifahren, vergeht mir das Lächeln. Seine verhüllte Erscheinung und sein dunkles Auftreten erinnern mich an Damien und seine Bande. Unter der dunklen Kapuze seines Regenmantels scheint der Blick des Mannes mir zu folgen. Regen tropft an seiner schnabelartigen Nase herunter und glitzert auf seinem unrasierten Kinn. Als mein Vater losfährt, drehe ich mich um und schaue aus dem Rückfenster. Der Mann steht immer noch mitten auf der Straße, seine im Schatten liegenden Augen lassen mich nicht los.

Genau wie ein Wächter.

Ich kriege Gänsehaut, während mich ein eiskalter Schauer durchfährt. Ich versuche, das beunruhigende Gefühl abzuschütteln.

Es ist alles nur meine Einbildung, oder?

4

»Barbados! Du Glückspilz!«, ruft Mei, als sie die Nachricht erfährt. »Ist in deinem Gepäck noch Platz für deine beste Freundin?«

Ich schließe meinen Schulschrank und lächle. »Na klar! Bin mir aber nicht sicher, ob du durch die Sicherheitskontrolle kommst.«

»Was soll das heißen?«, ruft Mei beleidigt aus. »Es ist ja nicht so, dass wir mit mir das Gewichtslimit für Gepäckstücke überschreiten würden, oder?«

Ich mustere Mei von oben bis unten. Sie ist gertenschlank, hat langes schwarzes Haar und durchdringende dunkelbraune Tigeraugen. »Nein, du fällst eher unter die Rubrik gefährliche Waffe«, sage ich.

»Da hast du recht«, sagt sie und springt in eine Kung-Fu-Stellung. »Mein Bruder hat mir ein paar abgefahrene Wing-Chun-Moves beigebracht. Wusstest du, dass Wing Chun von einer Frau entwickelt wurde? Die Legende besagt, dass die Äbtissin eines Shaolin-Tempels namens Ng Mui es ihrer Schülerin Yim Wing Chun beibrachte, damit die

sich gegen unerwünschte Annäherungsversuche verteidigen konnte.«

»Nö, wusste ich nicht ...«, erwidere ich, obwohl Meis Worte eine vage Erinnerung an einen Tempel in den Bergen und an Mönche in safrangelben Gewändern wecken – doch ich schiebe diese Gedanken beiseite. *Nur ein weiteres Hirngespinnst meiner überbordenden Fantasie.* Ich werfe meiner Freundin einen prüfenden Blick zu. »Seit wann interessierst du dich eigentlich so sehr für Geschichte?«

Obwohl Meis Eltern berühmte Archäologen sind, teilt sie deren Leidenschaft für Altertümer nicht. Mich hingegen fasziniert das Thema ausgesprochen; Dr. Larsson hält mein tiefes Interesse an Geschichte sogar für eine mögliche Erklärung für die detaillierte und vielfältige Natur meiner Schimmer.

»Oh, ich bin nicht sonderlich interessiert daran«, gibt Mei zu. »Aber nach dem, was dir passiert ist ...« Sie zögert und fährt dann umständlich fort: »Nun ja, meine Eltern haben darauf bestanden, dass ich dem Kung-Fu-Club beitrete, in den Lee geht. Unser Sifu ist sehr daran interessiert, dass wir auch die Geschichte und die Philosophie des Wing Chun lernen, ebenso wie die Techniken. Aber um ehrlich zu sein, will ich nur wissen, wie man sich gegen Jungs wehrt.«

Während sie in die Luft tritt und boxt, schaue ich mich im Umkleidebereich um. Ein Strom von Schülern fließt vorbei. Abgesehen von ein paar merkwürdigen Blicken in Meis Richtung schenkt uns niemand Beachtung. »Ja«, sage

ich, »ich sehe schon, wir haben echt Probleme, sie alle abzuwimmeln.«

Mei zuckt mit den Schultern. »Ist ja nicht unsere Schuld, wenn keiner von denen wirklich Geschmack hat, oder?« Sie schnappt sich ihre Schultasche und hängt sie sich über die Schulter. »Sollen wir zum Mittagessen gehen?«

Ich nicke und folge ihr den Korridor entlang. Als wir um die Ecke biegen, stoßen wir mit einer Gruppe von Mädchen zusammen, die in die andere Richtung unterwegs sind. Unter ihnen bemerke ich auch Annas sommersprossiges Gesicht. Ich habe sie seit meiner Rückkehr weder gesehen noch gesprochen, und irgendwie habe ich das Gefühl, dass sie mir aus dem Weg geht. Ich schenke ihr ein zaghaftes Lächeln, aber sie ignoriert mich einfach.

»Achtung, Leute, hier kommt die Teenage-Terroristin!«, stichelt ein kurzhaariges Mädchen mit einem Piercing in der Nase. Mit dramatischer Geste hält sie alle auf Abstand zu mir.

»Du bist so erbärmlich, Lozza«, erwidert Mei. »Warum lässt du das nicht einfach bleiben? Oder ist dein Verstand im Rückwärtsgang stecken geblieben?«

Lozza verzieht das Gesicht. »Ohhhh, du verteidigst die Clapham-Killerin, was? Pass bloß auf, dass sie dich nicht platt walzt!«

Die anderen Mädchen lachen, Anna unter ihnen, und ich werde knallrot. Ich weiß, dass ich mich nicht aufregen sollte, aber Lozzas Beschimpfungen rufen mir in Erinnerung, was ich zu vergessen versuche. Unvermittelt tauchen

die Erinnerungen wieder auf: Damiens Versuch, mich zu entführen ... Damien, der einen unschuldigen Passanten anschießt ... Seine rücksichtslose Jagd auf Phoenix und mich durch den Clapham Market in dem weißen Van ... Die Fahrerin, die Menschen rammt bei dem Versuch, uns über den Haufen zu fahren ...

Plötzlich ringe ich nach Luft. Mein Herz pocht laut und schnell. Meine Hände beginnen zu zittern, während das spöttische Lachen der Mädchen in meinen Ohren klingt. Ich habe seit Wochen keine Panikattacke mehr gehabt, aber ich erkenne die Anzeichen. Mit den emotionalen Schleusen, die sich in meinem Kopf öffnen, kehren auch die Ängste und Befürchtungen zurück, die ich auf der Flucht erlebt habe ... die Polizei, die den Van für einen Teil eines terroristischen Anschlags hält und mich mit dem Vorfall in Verbindung bringt, die Zeitungen, die anfangs mit mir sympathisieren, sich aber dann gegen mich wenden, als sich herausstellt, dass ich freiwillig mit Phoenix geflohen bin, woraufhin sie Schlagzeilen wie »Teenager-Terroristen« und »Clapham-Killer« fabrizieren, die sie mit meinem Foto und den Bildern anderer Verdächtiger auf die Titelseiten setzen.

»Genna hat *niemanden* umgebracht«, entgegnet Mei grimmig, während ich mich bemühe, meine chaotischen Gedanken zu beruhigen.

»Ja, aber ihr Freund schon«, stellt Anna klar. Man merkt, dass sie zu Lozza aufschaut wie ein bedürftiges Hündchen, das Anerkennung sucht. »Deshalb wurde er abgeschoben.«

»Phoenix hatte keine andere Wahl. Er hat mir das Leben gerettet!«, platze ich heraus, unfähig, meine Zunge länger im Zaum zu halten.

»Er war also dein Freund«, erwidert Lozza mit einem süffisanten Grinsen, dann singt sie mit höhnischer Stimme: »*Genna and Phoenix sitting in a tree, K-I-L-L-I-N-G!*«

Ich verkrampfe mich, meine Unterlippe bebzt. Ich will dieser Nervensäge nicht die Genugtuung geben, dass sie mich mit ihren Sticheleien aus der Fassung bringt. Aber es ist schwer. Die Therapie mag mir zwar helfen, mit dem Trauma fertigzuwerden, aber die Ereignisse liegen erst sechs Monate zurück, und Lozza und ihre Clique hören einfach nicht auf, mich zu provozieren. Ihre ständigen Sticheleien reißen genau die Wunden auf, die Dr. Larsson zu heilen versucht.

»Lozza, fehlt ohne dich nicht irgendwo in einem Dorf ein Trottel?«, faucht Mei, als sie bemerkt, wie ich um Fassung ringe. »Ignorier sie, Gen, sie ist es nicht wert«, worauf sie meinen Arm nimmt und mich schnell wegführt. »Teenager-Terroristin«-Rufe und hämisches Gelächter hallen uns im Korridor hinterher.

Als ich außer Sichtweite bin, kann ich mich nicht mehr beherrschen und die Tränen kullern über meine Wangen.

»Genna, lass sie nicht an dich heran«, sagt Mei und legt einen Arm um meine bebenden Schultern. »Sie haben keine Ahnung, was du durchgemacht hast.«

»A-aber Anna schon!«, schluchze ich und lasse mich in ihre Umarmung ziehen. »Ich verstehe einfach nicht, warum

sie sich so verhält. Sie war doch mal meine Freundin ...« Ich schließe meine Augen und zwingen mich, tief und langsam zu atmen und bis zehn zu zählen, wie Dr. Larsson es mir beigebracht hat, wenn ich mich überfordert fühle.

Mei drückt mich fester an sich. »In einer Situation wie dieser, Genna, verliert man keine Freunde. Man lernt einfach nur, wer die wahren sind.«

Langsam lässt die Panikattacke nach und ich blicke zu ihr auf. »Du bist mehr als eine Freundin für mich, Mei. Du bist wie die Schwester, die ich nie hatte.« Bei diesen Worten spüre ich eine tiefe Liebe und Dankbarkeit ihr gegenüber, die eine unerklärliche Leerstelle in meinem Herzen zu füllen scheint. Allein die Vorstellung, Mei könnte meine Schwester sein, gibt mir Kraft. »Danke, dass du zu mir gehalten hast. Ich weiß, dass ich in den letzten Monaten nicht ich selbst war, aber ich habe –«

Plötzlich stockt mir der Atem. Durch das Prisma meiner Tränen bemerke ich einen großen Jungen, der am äußersten Ende des Korridors steht. Seine Arme sind verschränkt, sein Kopf ist gesenkt, sein Gesicht von einem dunkelgrauen Kapuzenpullover verdeckt.

»Du hast was?«, hakt Mei nach, dann bemerkt sie meinen verängstigten Gesichtsausdruck.

»*D-Damien!*«, stottere ich.

»Wovon redest du?«, fragt sie, mit dem Rücken zu der furchterregenden Gestalt stehend. »Dieser Widerling ist doch in einer Jugendstrafanstalt eingesperrt.«

»Aber ich schwöre, das ist *er*.« Wütend wische ich mir die

Tränen aus den Augen und schaue wieder hin. Mei folgt meinem Blick. Der Junge steht immer noch da, dunkel, gefährlich und einschüchternd. Erneut fühle ich die Panik in mir aufsteigen.

»He!«, ruft ein Lehrer. »Lass das Handy verschwinden und zieh die Kapuze runter! Du bist hier in der Schule!«

Der Junge blickt von seinem Handy auf. Widerwillig steckt er sein Handy ein und klappt seine Kapuze zurück, wobei ein Büschel rotblonder Haare zum Vorschein kommt. Während er zügig auf den Schulhof hinauseskortiert wird, stoße ich einen leisen Seufzer der Erleichterung aus. Nein, es war definitiv nicht Damien. Die Haare meines Peinigers sind rabenschwarz und sein Teint ist viel blasser als die sandfarbene Haut dieses Jungen.

»Siehst du?«, sagt Mei. »Es ist nur einer aus der Oberstufe.«

Ich nicke und schlucke den Kloß in meinem Hals hinunter. »Sorry. Einen Moment lang dachte ich, er wäre es.«

Mei schüttelt mitfühlend den Kopf. »Diese bescheuerte Lozza hat dich echt aus der Fassung gebracht, stimmt's? Versuch, dich nicht so von ihr runterziehen zu lassen«, rät sie sanft. »Vergiss nicht, du bist jetzt in Sicherheit. Das liegt alles in der Vergangenheit.«

